

Von Johannes Röser

Ehe ist die Ehe

Der Mehrheitsbeschluss im deutschen Parlament, der per Gesetz bestimmte homosexuelle Partnerschaften zur Ehe erklären will, hat angeblich die große Mehrheit der Bevölkerung hinter sich. Begriffsveränderungen verändern allerdings nicht die Grundkonstanten des Menschseins.

Die Abstimmung im deutschen Bundestag zur Konstruktion einer sogenannten Ehe für homosexuelle Beziehungen sollte ein Gewissensentscheid sein. War es aber wohl nicht. Denn das linke Lager aus SPD, Grünen und Linken stimmte geschlossen dafür. Jedenfalls gab es dort keine einzige Nein-Stimme. Das widerspricht allein schon der statistischen Wahrscheinlichkeit, die zumindest eine minimale Streuung erkennen lassen müsste. Hatte also doch im betreffenden Teil des Parlaments ein ideologischer Fraktionszwang geherrscht, der zum Kollektivismus trieb? Derart uniformistisches Verhalten bei einer schwergewichtigen anthropologischen Thematik, wie sie zum Entscheid anstand, schafft nicht gerade Vertrauen in die Differenzierungsfähigkeit und Seriosität des linken Parteienspektrums. Die Verlässlichkeit der Koalition, die ansonsten Gesetze gründlich behandeln lässt und nicht einfach durchpusht, ist durch den Schnellschuss kurz vor der Sommerpause ausgehebelt. Das könnte sich bei der Bundestagswahl rächen, wenn sich der eine oder andere deshalb seiner „Lieblingspartei“ verweigert. Jedenfalls wäre zu erwarten gewesen, dass sich die gesellschaftliche Pluralität von Gewissensurteilen auch in jeder einzelnen Partei zumindest ein Stück weit repräsentativ widerspiegelt. Es war alles in allem kein Glanzstück der parlamentarischen Demokratie, vielmehr ein desaströses Schauspiel des Bundestags.

Der Beschluss bestätigt allerdings, wie bedeutungslos das christliche Glaubensverständnis, einschließlich der Meinung des katholischen Lehramts, im Volk geworden ist. Selbst viele Getaufte sind nicht mehr bereit, den Argumenten der kirchlichen Leitungsautorität zu folgen. Im protestantischen Bereich herrscht in den betreffenden Fragen ohnehin seit langem Wirrwarr, Aufweichung, Beliebigkeit. Dass die Auffassung der meisten evangelischen

Kirchenleitungen dem Konsens der katholischen Bischöfe eklatant widerspricht, ist ein extrem schlechtes Zeichen für die Ökumene, zumal im „Lutherjahr“.

Die Vorgänge haben offengelegt, wie sehr sich die Gesellschaft samt ihren Volksvertretern – ebenso in den sogenannten christlichen Parteien – dem entfremdet hat, was einmal Konsens war, auf allgemein weltlicher wie auf biblischer Grundlage. Die Ehe gibt es kulturuniversal – selbst bei Nichtglaubenden – nur zwischen Mann und Frau. Im jüdisch-christlichen Kontext ist das bloß religiös verdichtet: egal, ob man sie mit dem Buch Genesis als göttliche Stiftung schöpferischer Fruchtbarkeit betrachtet, mit den Propheten als sakrales Symbol für den unverbrüchlichen Bund JHWHs mit den Menschen oder mit Jesus als sakramentale Antizipation des Reiches Gottes. „Gott erschuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes erschuf er ihn. Als Mann und Frau erschuf er sie. Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehrt euch...“

Monotheismus mit Monogamie

Eine kulturgeschichtliche Leistung ersten Ranges war es, dass sich parallel zur Entwicklung des Monotheismus in Israel allmählich die Monogamie als die menschengemäße moderne Form des verbindlichen personalen Zusammenlebens herausbildete, was von Jesus mit hoheitlicher Aussagekraft schließlich als Norm präsentiert wurde. Das Matthäusevangelium gibt das in der Antwort Jesu auf die Scheidungs-

frage der Pharisäer zu erkennen: „Habt ihr nicht gelesen, dass der Schöpfer die Menschen am Anfang als Mann und Frau geschaffen hat und dass er gesagt hat: Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden, und die zwei werden ein Fleisch sein...? Was aber Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen.“

„Habt ihr nicht gelesen...?“ Diese Frage richtet sich heute an die Christen, die anders als ihre Ahnen in früheren Zeiten lesen könnten, wenn sie lesen wollten. Die Debatte über die „Ehe für alle“ hat in erschreckender Weise durchblicken lassen, wie sehr sich selbst viele Christen vom jesuanisch-biblischen Verständnis der Ehe entfernt haben. Wie zuvor eine ähnliche Abstimmung im „katholischen“ Irland ein Misstrauensvotum gegen die katholische Kirche war wegen der extrem vielen Fälle sexuellen Kindesmissbrauchs durch Geistliche, bestätigt der deutsche Parlamentsbeschluss die reale Entmachtung der einstigen geistlichen (Voll-)Macht. Immer noch tun die Bischöfe aber so, als hätten sie Einfluss auf die öffentliche und politische Meinungsbildung. Mit diesem Irrtum ist jetzt endgültig aufgeräumt.

Auch als kulturgeschichtlicher Bruch ist die „Ehe für alle“ nicht zu unterschätzen. In einer jahrtausendelangen Tradition griechischer Philosophie hatte das Abendland gelernt, Begriffe zu präzisieren, Differenzierungen zu erarbeiten, Geistesschärfe zu entwickeln. In der Tradition des römischen Rechts hat die juristische Gelehrsamkeit

gelernt, Tatbestände aufs Genaueste zu ergründen, zu beschreiben, zu unterscheiden und daraufhin mit richterlicher Weisheit hochdifferenziert zu urteilen. Fakten, Fakten zählen – nicht Phantasien. Das Recht darf nicht durch Spekulationen getrübt, der positiv „gesetzte“ Sinn des Gesetzes nicht durch ausschweifende Auslegungen vernebelt werden. Aus guten Gründen hat eine präzise Rechtsphilosophie Verfassungen und Grundgesetze konstituiert und aufs Wesentliche, Wesenhafte konzentriert. Beliebigkeit in der Rechtsauslegung soll damit verhindert werden. Diese große geistesgeschichtliche Errungenschaft wird nun offenkundig durch semantischen Betrug über Bord geworfen. Unlogik stellt die Logik auf den Kopf.

Warum ist ein Fahrrad kein Auto?

Ein klarer Begriff wie die Ehe darf kein klarer Begriff mehr sein. Nach der neuen „Logik“ wäre eigentlich ein Fahrrad ein Auto, weil es ja auch auf Rädern rollt. Und warum dürfen dann Fahrräder nicht gleichberechtigt auf der Autobahn fahren? Warum ist ein Busch kein Baum, obwohl er doch auch wächst und ein Erbgut hat. Und warum ist die Hütte kein Haus, wenn man doch in beiden wohnen kann? Wozu überhaupt Begriffe, wenn sie nicht mehr →

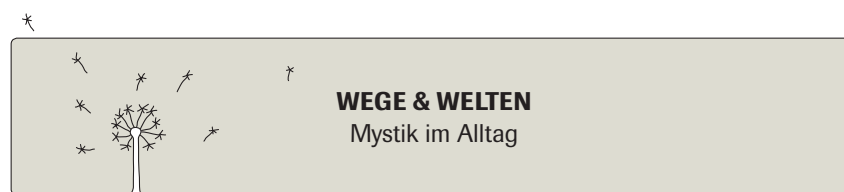
ZITAT DER WOCHE

„Was die Vergötterung des Fahrrads anrichten kann, ist derzeit in den rot-grün regierten Städten der Schweiz zu beobachten. Hier hat man zwar richtigerweise erkannt, dass durchgehende und sicherere Fahrwege das Leben aller Verkehrsteilnehmer erleichtern. Doch das genügt den Verantwortlichen längst nicht mehr. Vielmehr soll das Velofahren als eigentliche Staatsreligion implementiert werden.“

Lucien Scherrer (über „Velo und Wahn“; „Neue Zürcher Zeitung“)

Seitdem Fake News, also absichtlich irreführende Falschmeldungen, leider fast tägliche Tatsache geworden sind, treten Menschen umso mehr in den Blick, die um der Wahrheit willen sogar ihr Leben aufs Spiel setzen. Der tschechische Prediger Jan Hus, der während des Konzils von Konstanz am 6. Juli 1415 als Ketzer verbrannt wurde, ist aber noch aus einem anderen Grund aller Erinnerung wert. Im laufenden „Lutherjahr“ hierzulande ist die Gefahr konfessionalistischer Inzucht groß.

Man schaut zum Beispiel zu wenig auf die Christen des Orients in Syrien oder in der Türkei, wo aramäische Gläubige drangsaliert werden. Und man vergisst allzu leicht, wie sehr Martin Luthers Reformation auch von ihren Vorläufern lebte. Dabei hatte der Wittenberger selber schon 1520 geschrieben: „Wir sind alle Hussiten – ohne es zu wissen, Paulus und Augustinus auch.“ Vergegenwärtigt man sich das Leben des tschechischen Nationalhelden Hus, kann einen blankes Entsetzen ergreifen: So viel Verrat und Lüge mitten im Herzen der europäischen



Jan Hus

Christenheit – eine wirkliche Kriminalgeschichte. Jan Hus wurde 1400 zum Priester geweiht, am Beginn jenes Jahrhunderts also, an dessen Ende Luther geboren wurde (1483). Der Prediger aus Böhmen gehört in jenes Spätmittelalter, in dem ein einziger Notschrei nach „Kirchenreform an Haupt und Gliedern“ durch die Lande ging. Einer der Wortführer war der Engländer John Wyclif in Oxford. Dessen Kirchenkritik nahm Hus in seinen Predigten in Prag kreativ auf: radikale Orientierung an der Bibel, besonders an der Bergpredigt, und entsprechende Wurzelbehandlung der kirchlichen Verhältnisse. Hus wollte mehr Verantwortung für die Laien, daher die Muttersprache in der Liturgie und die

Kelchkommunion. Das Amt müsse wirklich Dienst sein, denn Christus sei wahres und alleiniges Oberhaupt der Kirche. Ein Papst, der nicht in apostolischer Armut lebt, sei wie Judas ein Verräter. Verhaltensauffällige Kirchenmitglieder als Ketzer dem Staat zum Vollzug der Todesstrafe zu übergeben, sei Mord. Genau das hat Hus am eigenen Leib erleiden müssen. Konfessionskriege und die Herausbildung einer hussitischen Nationalkirche waren die Folge.

Unter Zusicherung freien Geleits war Hus zum Konzil gereist, in der Hoffnung, seinen Beitrag zur Kirchenreform leisten zu können. Aber es kam zu keiner Disputation, er wurde als Ketzer verurteilt. Der

Versuchung, sein Leben durch Widerruf zu retten, widerstand er mit der Bereitschaft: „Wo ich geirrt habe“, will ich mich demütig „korrigieren“, aber mit Nachweis in der Heiligen Schrift. Nie und nimmer wolle er „vor Gott als Lügner dastehen“. Ähnlich wie beim Prozess und bei der Passion Jesu zog man Hus das (Priester-)Gewand aus und setzte ihm eine Papiermütze mit drei Teufeln und dem Spruch „Erzketzer“ auf. Der tief fromme Hus blieb ungebrochen. Er starb mit einem Gebetsschrei.

Luthers Werk lässt sich nur verstehen, wenn man mitvollzieht, wie sehr auch er unter Bedrohung und Todesgefahr zu leiden hatte. Anders und wohl tiefer als Hus, der von der Vorstellung der „reinen Kirche“ nicht lassen wollte, betont er die Gebrochenheit des Menschen und die Sündigkeit auch (in) der Kirche. Es wäre ein Beweis geistlicher Reifung und ökumenischer Glaubwürdigkeit, Christenmenschen wie Hus und Luther, die so viele in Bann zogen und ziehen, auch ausdrücklich vom Kirchenbann zu befreien. *Gotthard Fuchs*

→ sagen dürfen, was sie sagen? Wenn alles alles ist, ist das, was es einst war, nicht mehr das, was es jetzt sein soll. Vielleicht machen Sprachwissenschaftler eines Tages eine Ausschreibung für Vorschläge, wie man die wahre Ehe bezeichnen könnte, damit ihr Spezifisches kenntlich wird.

Das Hauptargument zugunsten der „Ehe für alle“ lautet, der Staat müsse in besonderer Weise Beziehungen schützen, in denen Partner verlässlich Verantwortung füreinander übernehmen. Was aber ist, wenn Neffen für ihre Tanten, Geschwister für Geschwister, Großeltern für Enkelkinder, Onkel für Nichten in stabiler familiärer Beziehung aus Liebe zu den Verwandten engagiert und verbindlich fürsorglich tätig werden? Warum ist das dann plötzlich nicht „ehetauglich“? Die Unlogik, ja Absurdität der „Argumentation“ ist offenkundig. Aber niemand will sie wahrhaben. Denn die Rhetorik nahm ihren Lauf.

Sex interessiert den Staat nicht

Tatsache ist: Um das Behauptete ging es letztlich gar nicht. Die wahre Absicht des neuen Gesetzes ist eine ganz andere: Es geht erstens darum, die Nivellierung, die Relativität der echten Ehe rechtlich festzuschreiben. Es ist ja kein Zufall, dass etliche der Protagonisten im Kampf für die „Ehe für alle“ geistesgeschichtlich und ideologienpolitisch mit jenen verbunden sind, die einst gegen die „klassische Ehe“ als alten Zopf kirchlicher Bevormundung ankämpften. Zweitens geht es darum, mithilfe der manipulierten Terminologie homosexuellem Sex eine staatlich-juridische Weihe – sprich Legitimation – zu verleihen. Verständlich ist es freilich, dass es nach einer langen Epoche der Diskriminierung, Verächtlichmachung, ja strafrechtlichen Verfolgung homosexuell veranlagter Menschen und ihrer Freundschaften ein starkes Bedürfnis nach Wiedergutmachung und Schuldanerkennung gibt. Auch die Kirche hat da schwer gesündigt und Menschen in ihrem Sosein verletzt. Daher haben sich inzwischen auch Kirchenführer in ihren vielfachen Rückzugsbewegungen dazu durchringen müssen, festen homosexuellen Partnerschaften eine eigene Wertigkeit und Würde zuzuerkennen. Nur fällt es darüber schwer und schwerer, deutlich zu machen, dass die Ehe als wahre Ehe niemandem etwas wegnimmt, auch homosexuellen Beziehungen nicht, sondern dass sie aufgrund der naturalen Voraussetzungen der Kultur, der Gesellschaft und dem Staat mehr gibt, als andere geben können. Und das Eheleben von Vater und Mutter mit

allen emotionalen Turbulenzen vermittelt den Kindern auch die wesensbestimmende psychische männlich-weibliche Polarität – Spannung – der Geschlechter als grundlegendes Erfahrungswissen für die künftige Beziehungsverantwortung und Konfliktlösungskompetenz der Nachkommen.

Denn die Ehe ist kein Selbstzweck einzig der sexuellen oder fürsorglichen Beziehung der Partner untereinander und füreinander. Sie ist in allen Kulturen und Formen wesentlich auf Familiengründung angelegt, auf Fruchtbarkeit, Zeugung von Nachwuchs, dessen Versorgung und Erziehung in der Sorge um die Generationenfolge und den Generationenzusammenhalt eines größeren Gemeinwesens. Daher ist und bleibt die Ehe als Beginn von Familie die Keimzelle von Gesellschaft – und das in guten wie – idealerweise auch – in schlechten Tagen. Nach wie vor gibt die Familie den besten Halt in Krisenzeiten. Sie entlastet dadurch den Staat. Daher hat dieser ein starkes Interesse an funktionierenden Ehen und Familien, die im Sinne der Subsidiarität das zu leisten versuchen, was sie leisten können. Kinder kriegen und Kinder erziehen sind kulturuniversal, weit über den minoritären christlichen Zivilisationskreis hinaus, der Kern und der wesentliche Zweck von Ehe, selbst wenn sich der Kinderwunsch dann vielfach nicht erfüllt. In manchen Stammeskulturen, etwa Afrikas, konstituiert sich die Ehe nicht schon durch den Sex, sondern erst mit der Zeugung des ersten Kindes. Gemäß dem katholischen Eherecht ist eine Ehe nicht gültig geschlossen, wenn Kinder willentlich verneint werden. Allein aufgrund der Ausrichtung auf Dritte – den Nachwuchs – ist die Ehe eine staatlich in besonderer Weise schützenswerte Institution, nicht wegen der heterosexuellen Lust, nicht wegen der privaten Gefühlsbeziehung oder der verantwortungsvollen gegenseitigen Unterstützung der Partner. Die pure Zweiergemeinschaft hat für den Staat keine Relevanz, sonst müsste er alle verbindlichen Zweiergemeinschaften oder gar polyamore Beziehungen welcher Art auch immer wie die Ehe schützen, steuerlich, sozialversicherungsrechtlich und so weiter.

Das staatliche Interesse gilt der strukturell fürsorglichen Stabilität für Kinder. Dem hat die Ehe zu dienen, weil sie trotz aller Zerbrechlichkeit die beste Institution für das Kindeswohl und damit das Gemeinwohl ist, indem sie Vertrauen und Sicherheit verleiht. Aus diesem Grund und einzig aus diesem Grund werden von der deutschen Verfassung Ehe und Familie in

einem Atemzug genannt und unter den besonderen Schutz der staatlichen Ordnung gestellt: weil sie selber Ordnung herstellen. Trotz der enorm hohen Scheidungszahlen gibt es nichts Besseres für den Nachwuchs, als wenn sich der eigene Vater und die eigene Mutter gemeinsam um seine Entwicklung kümmern. Daher wäre es die Aufgabe des Staates auch, sich zu sorgen, wie die vielen sozial schädlichen Scheidungen eingedämmt werden könnten.

Biologie: Zweigeschlechtlichkeit

Wenn der ideologische Propagandator der „Ehe für alle“ einmal verfliegen ist, werden die allermeisten Menschen irgendwann doch wieder erkennen, dass vermeintlich Gleiches nicht gleich ist. Es ist höchste Zeit, dass homosexuelle Menschen respektiert, geachtet, nicht nur in ihren großen kulturellen Leistungen bewundert, sondern auch in ihrer mitmenschlichen partnerschaftlichen Fürsorglichkeit anerkannt werden.

Trotzdem wird die Kultur die Natur nicht außer Kraft setzen, auch nicht die zweigeschlechtlich biologisch festgelegte Reproduktionsfähigkeit des Menschen. Die Geschlechtsorgane sind anatomisch so gebildet, wie sie gebildet sind, damit sie ihre Funktion erfüllen können. Die hochkomplex angelegte Erbinformation mag aufgrund gewisser biochemischer Codierungen in der DNA Homosexualität bedingen, die also ebenfalls naturgegeben ist. Das prägt und bestimmt das Leben der Betroffenen dauerhaft. Trotzdem ist es nicht die biologische Norm, die den Homo sapiens nun einmal als zweigeschlechtliches Wesen für die Reproduktion vorsieht. Sollte auch dies biomedizinisch ausgehebelt werden, ändert das an der naturalen Verfasstheit der auch dann notwendigen Zweigeschlechtlichkeit nichts, die – durch welche chemischen Zell-Umprogrammierungen auch immer – Samenzelle und Eizelle voraussetzt.

Es mag verschiedene Formen des Lebens und Zusammenlebens geben – vom Alleinsein bis zu den „Bräuten Christi“ in klösterlichen Gemeinschaften. Die Liebe der Menschen untereinander und gegenüber Gott ist zweifellos ein Geschenk Gottes an sein Ebenbild. Ein eigenes, einmaliges, einzigartiges Geschenk der Natur an die Kultur aber ist die Ehe, dieses Besondere von Mann und Frau in der Folge der Generationen, der Kreativität, Fruchtbarkeit und Sterblichkeit. Es ist, wie es ist, und die Menschen wissen es tief im Unbewussten, allen semantischen Verrenkungen zum Trotz: Ehe ist eben nur die Ehe – nichts sonst. ←

Der Wechsel in Rom

Den Wechsel an der Spitze der vatikanischen Glaubenskongregation deuten Beobachter als Machtwort des Papstes gegen seine Kritiker.

Die Differenzen waren dann doch zu groß. Allen Beteuerungen zum Trotz verfolgten Papst Franziskus und der bisherige Präfekt der Glaubenskongregation, Gerhard Ludwig Müller, nicht immer dieselben Ziele. Allzu oft vertrat der deutsche Kardinal sogar öffentlich Positionen, die sich nicht mit der Vorstellung des Papstes deckten, in seelsorgerlichen Fragen doktrinär weniger streng zu urteilen, etwa bei der Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zur Kommunion. Die Unterschiede mögen Franziskus I. nun veranlasst haben, Müllers Amtszeit fristgerecht nach fünf Jahren auslaufen zu lassen. Als Nachfolger ernannte er Erzbischof Luis Ladaria Ferrer, einen spanischen Jesuiten, der eine moderatere Haltung in kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen vertritt.

„Angesichts der Fülle der Divergenzen wundert man sich ..., dass Müller nicht viel früher gehen musste“, kommentierte „Spiegel online“ den Wechsel. „Müller, der ewige Konservative, und Franziskus, der notorische Reformier – das war von Anfang an kein Dream-Team. Das Charisma, das Freundlich-Unbestimmte, die theologischen Unschärfen und die Nonchalance, mit der Papst Franziskus sich auch mal medial vermarkten lässt – all das war Müller wohl stets suspekt.“

Auch die „Süddeutsche Zeitung“ deutet den personellen Wechsel bei der Glaubenskongregation als „Ausdruck eines Machtkampfes“. Müller habe dem Papst „nicht loyal“ gedient, sondern dessen Reformkurs immer wieder hintertrieben. Leichter werde es für Franziskus I. aber auch künftig nicht. Er müsse nach wie vor „darauf achten, dass die Ultrakonservativen unter seinen Kritikern die Kirche nicht spalten“.

Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ fand dagegen auch wertschätzende Worte für Kardinal Müller. Sie erinnerte an seine Haltung bei den Verhandlungen mit der von Rom getrennten traditionalistischen Priesterbruderschaft St. Pius X.: „Während Franziskus den aus dem Konsens des Zweiten Vatikanischen Konzils herausgebrochenen Piusbrüdern eine sanfte Rückkehr in der Kirche ermöglichen möchte, pocht Müller auf Dogmen.“ Das heißt: Er wollte die Lefebvre-Leute nicht einfach wieder „barmherzig“ in den Schoß der Kirche zurückkehren lassen, wenn sie sich weiter weigern, grundsätzliche Beschlüsse des Konzils, etwa zur Ökumene und zur Religionsfreiheit, anzuerkennen.

Zu würdigen ist auch Gerhard Ludwig Müllers Sympathie für die kirchliche Option für die Armen. Der Kardinal hat ein altkirchliches autoritatives Verständnis vom „väterlichen“ Amt des Bischofs, der sich um das Seelenheil wie das Weltheil der Gläubigen kümmert. Mit dem peruanischen Theologen und „Mitbegründer“ der Befreiungstheologie Gustavo Gutiérrez ist er befreundet. red

Das Unserdeutsch der Papua-Großeltern

Die einzige Kreolsprache, die mit der deutschen Sprache verwandt ist, heißt Unserdeutsch und wird im heutigen Papua-Neuguinea gesprochen. Kreolsprachen sind Mischformen, die sich durch das Aufeinandertreffen von Einheimischen und Kolonialmächten herausbildeten. Nun haben Forscher von der Universität Augsburg beklagt, dass das Unserdeutsch, das um 1900 in der Kolonie Deutsch-Neuguinea entstand, verschwinden könnte. Nur noch rund hundert Menschen beherrschen die Sprache.

Wie der Linguist Peter Maitz erklärt, bildete sich Unserdeutsch im Umfeld einer Waisenhaus- und Schulstation aus, die von katholischen Herz-Jesu-Missionaren geleitet wurde. In der Einrichtung wurden Kinder betreut, die europäische Väter und einheimische Mütter hatten und deshalb gesellschaftlich geächtet waren. Die Sprache entstand aufgrund des relativ abgegrenzten Schulumilieus und ist als Identitätsmerkmal der dort lebenden Schüler zu bewerten.

Entdeckt hatte die Kreolsprache der amerikanische Forscher Craig Volker. Er traf 1979 zufällig eine Papua-Frau, die Unserdeutsch sprach. Peter Maitz, der ein Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft leitet, beobachtet Hoffnungszeichen für das Unserdeutsch. Denn die Großeltern-Generation, die im christlichen Milieu aufwuchs, gibt das Unserdeutsch mittlerweile wieder gezielt an ihre Enkel weiter. Vielleicht lässt sich so das Aussterben einer Minderheitensprache aufhalten. -ger